

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Sascha  
**Autor:** Hemberg, Eugen  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573373>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sascha.

Von Eugen Hemberg. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Friedr. v. Känel.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

## 1. Ein Seitensprung.

**A**lexander, oder wie er gewöhnlich genannt wurde, „Sascha“ Glembizsky war ein prächtiger Kamerad, lang und schlank, mit gewichsten Schnurrbartspangen, das Haar à la Capouli frisiert, der erste am Trintfisch, danjant, galant, ein hervorragender Schütze und unermüdlicher Jäger. So war er, der gute Sascha, der Typus eines echten russischen Kavallerieoffiziers. Der Vater, der strengste General, der im Kriegsministerium in St. Petersburg arbeitete, nannte ihn einen leichtsinnigen Verschwender und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Sascha zuweilen sich dieses Namens würdig mache; doch das Herz war gut und dies verhünte mit vielem.

Er trat früh in das Pagenkorps, bestand das Examen mit den besten Noten und wurde zum Offizier bei den Gardeürasen in St. Petersburg ernannt und war in ein paar Jahren zum Parutschik oder ersten Leutnant vorgerückt. Da trat ein Wendepunkt im Leben des jungen Mannes ein und in diesem wie in vielen tausend andern Fällen wurde die Frage aufgeworfen: où est la femme? Und la femme zeigte sich in Gestalt der bezaubernden französischen Cocotte und Chansonette Irma, die damals im Demidoffschen Garten auftrat, eine reizende Blondine mit facettenartig geschmeidigen Bewegungen. Sascha verliebte sich in sie bis über die Ohren und auch die blonde Irma fand Gefallen an dem stattlichen Offizier in seinem weißen Waffenrock, blanken Kürass und dem glänzenden Helm mit dem Doppeladler. Und da der alte General dem einzigen Sohn eine hohe Apanage ausgesetzt hatte und dieser das Geld mit vollen Händen ausgab, so fand die schöne Irma für gut, ihre frühere Verbindung abzubrechen, sich unter Saschas Schutz zu stellen und in dessen stattlicher Equipage täglich eine Promenade auf dem Newsky-Prospekt und der Großen Morskaja zu unternehmen.

„Sascha, Saschinka! Wie gut, daß du kommst,“ rief die schöne Irma unter der Boudoirthüre, eingehüllt in die weiße Spitzenwolle ihrer Morgenkleidung. „Weißt du, daß die letzten Pariserzeitungen davon sprechen, daß die herrliche Adeline Patti nach Paris zurückgekommen ist und in wenigen Tagen in der großen Oper als Violetta in „la Traviata“ auftritt. O, ich möchte die große Diva ungeheuer gerne noch einmal in dieser Partie hören — und du, lieber Sascha, sollst mich nach Paris begleiten. Nicht wahr, Geliebter,“ sagte sie schmeichelnd und schlang die weißen Arme um seinen Hals.

„Unmöglich, mein Täubchen,“ antwortete der junge Mann, „der Garnisonsdienst verlangt meine Aufmerksamkeit und überdies erhält man zu einer Reise ins Ausland Urlaub nur nach vielen Formalitäten und von Allerhöchster Seite.“

„Höre, welchen Plan ich entworfen habe, während ich auf dich warte. Du verlangst eine Woche Urlaub, um eine Geschäftsreise auf das Landgut deines Vaters zu machen. Kannst du einen solchen nicht binnen ein paar Tagen erhalten?“

„Ja, ohne Zweifel, aber . . .“

„Unterbrich mich nicht, sondern höre nur weiter auf den guten Plan deiner kleinen Irma. Sobald du Urlaub erhalten hast, reisen wir direkt nach Paris, du natürlich in Civil. Läß mich sehen: die Hin- und Herreise nimmt vier Tage in Anspruch, es bleiben uns drei ganze Tage, um das Leben in dem schönen Paris zu genießen.“

A Paris

Mon ami

L'on y danse et l'on y rit.“

Und sie lehnte ihren blonden Kopf an seine Brust.

„Aber Irma, Irma, bedenke die Folgen dieses Schrittes, zu dem du mir räbst! Entdeckung . . . Skandal. Und überdies,“ setzte er hinzu, „weißt du wohl, daß es für eine Reise über die Grenze eines Passes für den Leutnant Alexander Glembizsky bedarf. Schon mein Gefüch um einen Paß würde Argwohn erregen und unsichtbare Augen auf jeden meiner Schritte richten.“

„Sonst nichts,“ flüsterte Irma und ihre Augen leuchteten mit Siegesgewissheit. „Diese Sache werde ich mit Hilfe einiger Freunde ins Reine bringen. Für hundert Rubel hast du morgen

einen falschen Paß, lautend auf eine „personnage en obscurité“. Geh' nun, mein Schatz, und besorge dein Urlaubsgefüch. Wir soupiere heute Nacht zwölf Uhr im Restaurant Palkin.“ Und damit drückte sie einen glühenden Kuß auf Saschas Lippen und schob ihn sanft zur Thüre hinaus.

„Gefangen,“ murmelte Sascha. „Verteufelte Weibchen, diese Französinnen. Uebrigens ist der Plan nicht übel ausgedacht. Eine Reise nach Paris in Gesellschaft eines schönen Mädchens ist pikant genug, und überdies hat die ganze Fahrt etwas Abenteuerliches, was ganz mit meinem Geschmack übereinstimmt.“

Und so geschah es, daß die Herrschaft ihre Pariserreise antrat, glücklich die Paßvierung in Cydthuhen überstand und auf der weiteren Fahrt gegen Westen bald freier atmete.

„Es ist, wie ich immer gesagt habe,“ flüsterte Irma, „daß die Allianz zwischen dem stattlichen Riesen und der verschlagenen Französin, zwischen la forte Russie und la belle France einer Welt trogt!“

Und noch am gleichen Abend, als sie in Paris angelangt waren und sich ein wenig von der Reise erholt hatten, wurden sie von einem Fiaker nach dem noch existierenden Jardin Mabille geführt, dessen Salons in einer Flut von elektrischem Licht schwammen und aus deren Innerem die Töne der Musik in die Nachbarschaft hinausdrangen.

Und bald schwieben sie auf den Flügeln eines Walzers über den gebohnten Fußboden; er tanzte wie nie vorher, und sie ruhte so federleicht in seinem Arm. Beide atmeten frei und leicht; sie befanden sich ja in der Metropole des Vergnügens.

In einem Seitenkabinett erfrischten sie sich mit in Eis gekühltem Champagner. Plötzlich sprang Irma auf. „Restez ici,“ flüsterte sie, „seulement quelques pas de cancan.“ Und sie stürzte nach der Thüre, ergriff den Arm einer jungen finde-siècle-Figur, die sie eine Weile unverwandt fixiert hatte und befand sich bald im Gewimmel des Tanzes.

„Irma,“ flüsterte der Unbekannte, „du hier; seit zwei Jahren von meinem Horizont verschwunden. In welchem Weltteil hast du die reichen Schätze deiner Liebe einzeln veräußert?“

„Du weißt, Raoul, daß die französische Politik an der Verwirklichung des großen Ziels, der russischen Allianz, arbeitet, und zwar ebenso sehr durch uns dames de demi-monde, wie durch das Ministerium des Neubären und den Gesandten. Ich habe diese zwei Jahre „chez les ours“ verbracht. Mais prenez garde il y en a un.“ Und sie winkte leicht mit dem Fächer nach jener Ecke des Saales, wo sie Sascha entdeckte, der mit einem seltsamen Feuer in den Augen das tanzende und flüsternde Paar betrachtete.

„Anbetungswürdige Irma, du mußt mir ein Rendez-vous gewähren!“

„Ja, gewiß, lieber Raoul! Demain à midi sous l'arc-de-triomphe.“

Und sie ließ seinen Arm los, und indem sie zu dem finster blickenden Sascha eilte, sagte sie mit ihrer weichen schmeichelnden Stimme: „qu'est-ce que c'est que ça; je crois, ma foi, que tu es jaloux.“

Er bog sich vertraulich gegen sie nieder, legte den Arm um ihren Leib und führte sie mit eleganter Haltung, die grell gegen die selbstdfällige Manier des Franzosen abstach, zum Tanz . . .

Am folgenden Tag betrachteten sie die Schenkswürdigkeiten von Paris, aber um die Mittagszeit sagte Irma plötzlich; „je dois absolument faire une visite chez ma tante.“ Und der gute Sascha saß allein und wartend auf dem Boulevard, trank Absinth und betrachtete das Volksleben.

Der Vorhang in der großen Oper hatte sich nach dem dritten Akt von „la Traviata“ gefenkt und schallender Applaus das hinreizende Spiel und den Gesang der Patti belohnt. Sascha stand am Buffet in dem eleganten Foyer der Oper, als eine Stimme dicht hinter ihm rief: „Alexander Ivanowitsch.“ — Wie von einer Natter gestochen, wandte er sich um, ohne unter den lachenden und plaudernden Gruppen die Person herausfinden zu können, von welcher die Worte herrührten.

„Sonderbar,“ murmelte er, „sollte mich wohl jemand hier

in dieser Civilkleidung wieder erkennen, oder gibt es etwa einen Landsmann gleichen Namens. Er wollte gerade den Foyer verlassen, um hinauf in die Loge zu der wartenden Irma zu gehen, als ein laut ausgesprochenes „Glembizsky“ ihn veranlaßte, sich umzuwenden. „Kein Zweifel mehr,“ dachte er, „ich bin von irgend einem dieser Spürhunde, von denen Russland eine ganze Armee besitzt, entdeckt worden. Wird meine Unwesenheit hier rapportiert, so werden die hohen Vorgesetzten erfahren, daß ich meine Reise ohne Urlaub und mit falschem Paß gemacht habe, und dann bin ich unrettbar verloren.“

Nach der Rückkehr ins Hotel teilte er Irma den Vorfall im Foyer mit und erklärte seine bestimmte Absicht, am folgenden Morgen mit dem Kourierzug nach St. Petersburg abzureisen. Irma weinte und tobte, schmeichelte und schwollte. „Ich will noch einen Tag das schöne Paris genießen, will Frankreichs Erde treten und mich von la grande nation umgeben wissen. Ich will nicht zurück nach deinem kalten Lande. Ich bleibe hier!“

„Wie du willst!“

Und Sascha war diesmal unerbittlich, deshalb errang er auch den Sieg.

Nach abgelaufenem Urlaub meldete er sich wieder in der Kaserne zum Dienst. Auf dem Kajernenhof traf er nebst andern Kameraden den Adjutanten X., der freundlich grüßte: „Guten Tag, Sascha, willkommen wieder! Ich habe Ordre, Leutnant Alexander Glembizsky zu erüthern, sich um zwölf Uhr beim Regimentschef einzufinden.“ Und Sascha stand in strammer Haltung vor dem Souschef des Regiments, General D.

„Geschäfte abgemacht?“

„Ja, General.“

„Lange Provinzreise?“

„Ja, General.“

„Alles in Ordnung auf dem Gute Ihres Vaters?“

„Ja, General.“

Der General erhob sich heftig und öffnete die Flügelthüren nach dem angrenzenden Raum. Und aus demselben trat Alexander Glembizskys Vater, der strengste General im Kriegsministerium.

Sascha fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanken. General D. unterbrach das Schweigen und sagte mit gezunzelter Stimme: „Euer Vergehen gegen militärische und civile Gesetze hat sich durch die Lüge vergrößert. Leutnant Alexander Glembizsky hat zu wählen zwischen Kriegsgericht und Streichung aus den Rollen der Armee, oder Eures Vaters wegen, einem sofortigen Abschiedsgesuch. Wählt!“

„Herr General,“ antwortete Sascha mit erstickter Stimme, „ich ersuche um den Abschied vom Regiment.“

„Wird bewilligt! Adieu!“

Vom Vater wurde er gleich darauf, nachdem sich der heftigste Zorn desselben gelegt hatte, als Intendant auf die großen in Weißrussland gelegenen Domänen gesandt. Und so wurde aus dem flotten Kürassieroffizier ein einfacher, gemütlicher Landjunker, der erklärte Günstling des ganzen Ortes und ein Jäger wie kein anderer. Die verführerische Irma, die Ursache der Veränderung seiner Laufbahn, sah er glücklicherweise nicht wieder.

## 2. Elenjagd mit Wolfsgeheul.

Eines klaren Wintertages war ich bei der Linientaxierung der Wälder auf einem großen, im Gouvernement Bölebsk gelegenen Gut auf ein prächtiges Glen mit seltsam großen, schaufelförmigen Gehörnansätzen gestoßen. Ich beschloß, demselben zu folgen, um wenn möglich zum Schuß zu kommen, und überließ das Abstecken der Linie nebst dem Aushau meinem Quartiermeister mit seinen Leuten. Ich war schon ziemlich bekannt in diesem Gebiet und kannte die große Moorstrecke, die sich in südlicher Richtung nach den Eindöwältern ausdehnte, es war höchst wahrscheinlich, daß das Glen sich den waldbewachsenen Strecken längs des Moores nach flüchten würde. Mit schußbereitem Stutzer und auf guten Kajanaski folgte ich der Fährte, die sich vom Föhrenbestand direkt hinauf nach dem Moor zog.

Das Glen hatte indessen über dasselbe gewechselt, denn hier war es nur ein paar hundert Meter breit, erweiterte sich aber gegen Süden bedeutend und hatte stellenweise eine Breite von mehreren hundert Metern.

Als ich auf der entgegengesetzten Moorstrecke zahlreiche frische Spuren anderer Glentiere entdeckte, wurde ich, um jede Verwechslung zu vermeiden, genötigt, ein äußerst genaues Längen-

und Breitenmaß von der Spur des verfolgten Glens zu nehmen, ebenso von seinen Schrittlängen. Ich konnte dadurch nicht bloß konstatieren, daß seine Spuren größer und seine Schritte weiter waren, als diejenigen der andern Glentiere und daß es ein großer Kapitalbock sein mußte, sondern hatte auch Gelegenheit, bei der fortgesetzten Verfolgung seine Spur wieder zu erkennen und festzuhalten, möchte es nun allein oder in Gesellschaft anderer Verwandten streifen.

Um nicht bei der Verfolgung über das unwegsame Terrain unnötig Zeit zu verlieren, beschloß ich, eine ausgedehnte Umgehung der Strecke vorzunehmen, brach deshalb wieder gegen das Moor aus, dessen Grenze ich in südlicher Richtung folgte, stets in der Hoffnung, das Glen im niedrigen Unterholz der Strecke zum Vorschein kommen zu sehen und zum Schuß gelangen zu können.

Obwohl sich eine Menge frischer Glenspuren kreuz und quer über das Meer zogen, so konnte ich doch konstatieren, daß keine derselben von meinem Glen herrührte, das also nicht von dieser Seite ausgewechselt hatte. Nach einem Rennen von ein paar Wert durchbrach ich die Moorzunge, betrat festen Boden, der hier mit schönem geschlossenem Hochwald von Föhren und Tannen bewachsen war und sah die Umgehung in einem weiten Bogen gegen Norden fort. Schon näherte ich mich wieder der Moorstrecke, ohne Nebenspuren gefunden zu haben, als ich plötzlich auf fünfzig Schritte Entfernung den verprüften Bock in Gesellschaft zweier Ricken bemerkte. Beim Knacken des Hahns und Anschlag des Stutzers setzten die Tiere davon, ein schürenhaftes Reisigtäschchen verhinderte schnelles Zielen; zwischen ein paar großen Bäumen traf die Kugel ihr Opfer mit gedämpftem Knall, der Schuß echoe weit in der Gegend umher und im nächsten Augenblick waren die Glentiere verschwunden.

Ich lud meinen Stutzer wieder. Bei der Untersuchung des Schußplatzes zeigten eine Menge auf der Schneedecke zerstreuter, abgeholzter Haare, daß der Schuß saß; die Lage der Kugel im Körper konnte aber nicht bestimmt werden. Nachdem ich eine Weile die Spur verfolgt hatte, entdeckte ich Schweiß auf dem Schnee; etwas weiter entfernt hatte das getroffene Glentier sich von seinen Begleitern getrennt und die Flucht nach einer gegen Süden auslaufenden Thalsenfung genommen. Nach und nach wurden die Schweißspuren größer, und auf Plätzen, wo das Glen einen Augenblick stehen geblieben war, war der Schnee ganz rot. Teils infolge der Farbe des Schweißes, teils infolge der Lage der Flecken konnte ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Kugel in den Bauch gedrungen war und dabei wahrscheinlich die Eingeweide zerrissen hatte. Der Schuß saß zwar schlecht, war aber doch absolut tödlich. Die Verfolgung hätte nun eigentlich nach Waidmannsregel auf den folgenden Tag verschoben werden sollen, nachdem das Wundfieber eingetreten und das wunde Tier mit Leichtigkeit in seinem Lager oder beim Aufspringen aus demselben abgeschossen werden konnte. Aber in Anbetracht der zahlreichen Wölfe in diesem Gebiet war es nötig, das angeschossene Glen noch gleichen Tages wenn möglich abzuschießen und heimzuführen, weil es andernfalls unzweifelhaft während der Nacht von raubhungrigen Wölfen angefallen und zerrissen werden könnte.

Ich setzte also die Verfolgung fort, in der Hoffnung, zum Schuß zu kommen.

Zu Anfang führte die Fährte geradeaus, begann aber nach einigen Wert engere Windungen zu beschreiben. Ich machte meinerseits immer enger werdende Umgehungen und hatte mein Wild ein paar Mal, obwohl in weiter Entfernung, in Sicht. Seine Kräfte nahmen sichtlich ab; im Anfang hatte es einen raschen Trab eingeschlagen, jetzt zeigten sich Schrittverkürzungen, besonders Gangschritt, außer in den Fällen, in denen sein Gehör das Geräusch des Verfolgers aufgefangen hatte, wobei es dann auf eine kurze Strecke wieder in Trab gefallen war. Die mittlere Entfernung zwischen dem Glen und mir blieb indessen ziemlich konstant und überstieg kaum dreihundert Schritte. Trotzdem hatte es sich mehrmals in den Schnee gelegt, um auszuruhen. Der kurze Wintertag war unterdessen weit vorgerückt und schon begann eine eisige Kälte einzutreten, welche die Schweißspuren in der Glenfährte gefrieren machte, wodurch dieselben fast vollständig aufhörten.

Ich hatte mich bei diesen wiederholten Windungen und Umgehungen fast vollständig in der Eindöde verirrt und war überdies aus Mangel an Feuerzeug oder Bündhölzern ganz außerstande im Wald zu übernachten. Meine leichte Skiläufertracht war ebenfalls unzureichend, um der nächtlichen Winter-

kälte Russlands zu trotzen und ohne ein schützendes Kohlenfeuer war es nicht räglich, die Winternacht unter streifenden, hungrigen Wolfsrudeln zu verbringen.

Die Verfolgung hatte mich auf eine kupierte, magere Sandstrecke geführt, die mit dünnem Hochwald von astreichen, knorriegen Fichtenstämmen bewachsen war. Hier hatte sich das Glen zwischen den Waldhügeln hindurch gewunden und es war möglich, daß ich durch eine abgekürzte Umgehung zum Schuß kommen konnte.

Bei einer solchen umgehenden Bewegung der kahlen Kuppe eines Sandhügels entlang, entdeckte ich plötzlich in einiger Entfernung einen jungen Jäger, der auf sein Gewehr gestützt, mich unverwandt betrachtete. Er trug den russischen Leibpelzrock mit den schönen Stickereien von vielfarbigen Saffianschnüren, den Kopf ziert die polnische Nationalmütze und die Füße steckten in hohen Stiefeln mit einer Art bootförmiger, dünner Schneeschuhe.

Nach ausgetauschtem Gruß sagte er: „Alexander Iwanowitsch Glembiszky, Jagdamateur u. s. w., zu Ihren Diensten, mein Herr!“

Und ich nannte meinen Namen und gab eine Erklärung über die Situation ab.

„Ah“, rief er aus, „ein Schwede! Es ist lange her, seit schwedische Kugeln in diesen polnischen, wollte sagen russischen Wäldern gespißen haben. Verteufelte Kerle, diese de la Gardiers, Löwenhaupts, Steinbots und Horns, nicht zu reden von dem großen Korporal Karl selber.

„Aber wo sitzt die Kugel?“

„Linker Bauchschiß.“

„Ah, waidwund; schlechter Schuß! Indessen muß das Glen schon heute abgeschossen werden; denn wittert nur ein einziger von den nächtlich herumstreifenden Wolfsrudeln die Schießfährte, so verjammelt er durch ein eigentümliches gedehntes Geheul binnen kurzer Zeit eine Schar von Verwandten, die kurzen Prozeß mit dem Glen machen. Und wenn die Sonne aufgeht, ist reiner Tisch gemacht.“

Ich machte ihm nun den Vorschlag, sich auf den Anstand in einer jener Senkungen zu begeben, an denen entlang sich das Reh schon ein paar Mal hingewunden hatte. Ich selbst wollte mit meinem bequemen Beförderungsmittel die Fährte verfolgen. Wechselte das Glen in ein anderes Gebiet hinüber, so wollte ich ihn durch ein Pfeifensignal zurückrufen.

Wir trennten uns und ich folgte wieder der Fährte. Nach langer Biezwandern zwischen den Hügeln und über Sandhügeln entdeckte ich eine Spur im Schnee und wenige Schritte davon eine andere, in welcher das Glen augenscheinlich längere Zeit geruht hatte. Die Fährte, die nun eine Anhöhe hinaufführte, bewies, daß das Glen öfters stehen geblieben war, wodurch die Schrittlängeln auffallend kurz erschienen — ein Zeugnis von der zunehmenden Er schöpfung des Tieres.

Ich löste nun meine Schneeschuhe von den Füßen und watete so lautlos als möglich im Schnee und mit schuhbereitem Gewehr nach der Höhe. Nach etwa zehn Minuten langer Wandern, wobei die Fährte wiederholt Wendungen und Kreise beschrieb, entdeckte ich droben auf der Höhe die graue Masse des Glens auf dem weißen Schnee. Es lag und steckte die Schnauze in den Schnee. Ermatte wie es war, hatte es die Fähigkeit seiner Sinne augenscheinlich teilweise eingebüßt. Weder sein Gehör noch sein Gesicht verriet ihm meine Nähe. Ich rückte ihm noch einige Schritte näher, zielte bei dem späten und ungünstigen Tageslicht scharf auf den oberen Teil des Halses, diesen im Augenblick einzigen wirklich verwundbaren Punkt am Körper des Glens und feuerte ab. Bei dem Schuß erhob sich das gewaltige Tier, taumelte einige Schritte vorwärts und stürzte mit dumpfem Geräusch zu Boden.

Ich eilte hinzu und öffnete ihm die Pulsadern mit meinem langen Jagdmesser.

„Hurra!“ rief Alexander Iwanowitsch, als er sich mühsam die Höhe herauf gearbeitet hatte, „ein Halsschuß, der den Wirbel zerschmettert hat, sehn Sie, das nenne ich einen Meisterschuß, der den Waidwundschuß wieder gut macht. Es war wirklich höchste Zeit, denn in einer Viertelstunde würden Sie es nicht mehr auf das Korn nehmen gekonnt haben. Aber was nun? Sie befinden sich ja sieben Werst von Ihrer Wohnung entfernt und drei von Mlinova, wo ich residiere.“

„Die edle Kunst des Skilaufens ist mir unbekannt und vergebens würde ich versuchen, mich auf Ihren Bündhölzern fortzuschaffen. Ich mache deshalb den Vorschlag, daß Sie nach

meiner Anweisung nach Mlinova skilaufen und dem Verwalter sagen, daß er einen flachen Schlitten sogleich herenden solle, um das Glen abzuholen. Ich werde unterdessen das Wolfsrudel im Bann halten. Aber vergessen Sie nicht,“ fügte er hinzu, „scharfgeladenen Stutzer! Sparen Sie die Schüsse nicht, wenn Sie die Wölfe heulen hören.“

Ich schnürte wieder meine Skit an die Füße und schob mich mit dem Skistab schnell vorwärts, es galt den angewiesenen Weg zu finden und dann denselben bis zum Gute zu folgen. Die Schatten waren jetzt dunkel zwischen den Bäumen und die Sterne begannen nach und nach zu funkeln.

Ich dachte nicht an den freudlichen Russen, der da in Kälte, Einsamkeit und Finsternis bei einem Kadaver Wache halten wollte, der unzweifelhaft streifende Wölfe anlocken würde.

Ich dachte an meine eigene Lage, falls ich mich verirren und den angewiesenen Weg nicht finden sollte.

Die Nacht war nun vollständig eingetreten, eine eisige russische Winternacht mit tiefblauem Himmel und funkeln den Sternen. Ich rückte rasch vorwärts, alle meine Sinne waren angespannt, die Büchse hing scharf geladen am Rücken und das Jagdmesser zum Gebrauch bereit am Gürtel. Aber Welch eine Ewigkeit dauerte es, bis ich den angewiesenen Weg fand; sollte ich wohl vom rechten Kurs abgewichen sein? . . .

Da ließ sich plötzlich gerade voraus ein heiseres Wolfsgeheul hören, das sogleich von verschiedenen Seiten in der nächsten Umgegend beantwortet wurde.

Nach minutenlangem, lautlosem Schweigen stimmte der gleiche Wolf wieder sein Geheul an, das in ähnlicher Weise von zahlreichen Stimmen wiederholt wurde.

Der Anweisung gemäß sollte ich nun das Moor kreuzen, das sich vor mir ausdehnte, wobei mich die Wölfe entdecken müssten, die den Rändern des Moors entlang streiften oder sich nach und nach dort versammelten.

Vorwärts, tönte es in mir, jede Zögerung kann gefährlich werden; irrst du dich im Weg, dann hat deine Stunde geschlagen.

Mit dem Messer in der linken und dem Skistab in der rechten Hand eilte ich rasch über das Moor nach jener Seite, woher das Wolfsgeheul drang. Obwohl ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte und trotz den Anstrengungen während des ganzen Tages, fühlte ich meine Kräfte eher zu- als abnehmen. Die Muskeln der Beine spannten sich und der Arm stieß den Skistab mit Kraft in den Schnee, wodurch ich schnell über das Schneefeld des ebenen Moores glitt.

Ich hatte nun Wölfe sowohl vor mir, als im Rücken und auf den Seiten.

Ein grimmiges Geheul von einem Trupp Wölfe auf meiner rechten Seite verkündete, daß sie sich näherten.

Ich blieb einen Augenblick stehen, riß den Stutzer von den Schultern und feuerte in der Richtung des Geheuls. Geblendet von dem Feuerschein fand ich mich von intensivem Dunkel umgeben und mußte einige Minuten warten, bis sich die Augen wieder an die Dämmerung gewöhnt hatten.

Am Ende des Moores fand ich nach einem Suchen den beschriebenen Weg nach Mlinova. Die Bäume standen wie dunkle Kulissen auf beiden Seiten des schmalen Waldweges, der dunkel war, fast undurchdringlich, und jeden Augenblick erwartete ich ein paar grünlich glänzende Augen aufzutauchen zu sehen oder einen Angriff im Rücken. Noch einmal war ich genötigt, meine Büchse abzuseuern gegen die von hinten herannahenden Wölfe.

Schließlich erweiterte sich die Aussicht, der Wald löste sich in zerstreute Baumgruppen auf und bald hoben sich die dunklen Umrisse von dem sternbesäten Himmel ab.

„Führen Sie mich zu dem Uprarytel,“ rief ich einem vorüberleitenden Internentragenden dientbaren Geist zu.

Das Mädchen betrachtete mit Erstaunen meine schnebedeckte Gestalt und vielleicht auch das in der linken Hand funkende Messer.

„Hospodi!“ schrie sie und eilte durch eine Thüre hinein. Bald steckte ein bäriger Russe in rotem Hemd vorsichtig den Kopf zur Thüre heraus.

„Sind Sie der Verwalter?“ fragte ich.

„Ja wohl, aber wer sind Sie selbst?“ fragte er spöttisch.

„Ich komme mit einer Botschaft von Ihrem Herrn, Alexander Iwanowitsch, der sich in Gefahr befindet.“ Und mit wenigen Worten erklärte ich die Lage.

Jetzt sprach er in einem andern Ton. „Ah, Barin,“ sagte

er unter einer tiefen Verbeugung; „entschuldigen Sie, treten Sie gütigst ein, Euer Gnaden, und wärmen Sie sich. Sie sind selbst einer großen Gefahr entgangen. Möchte der Teufel dieses Wolfsgesindel nehmen. Es soll alles vorbereitet werden.“

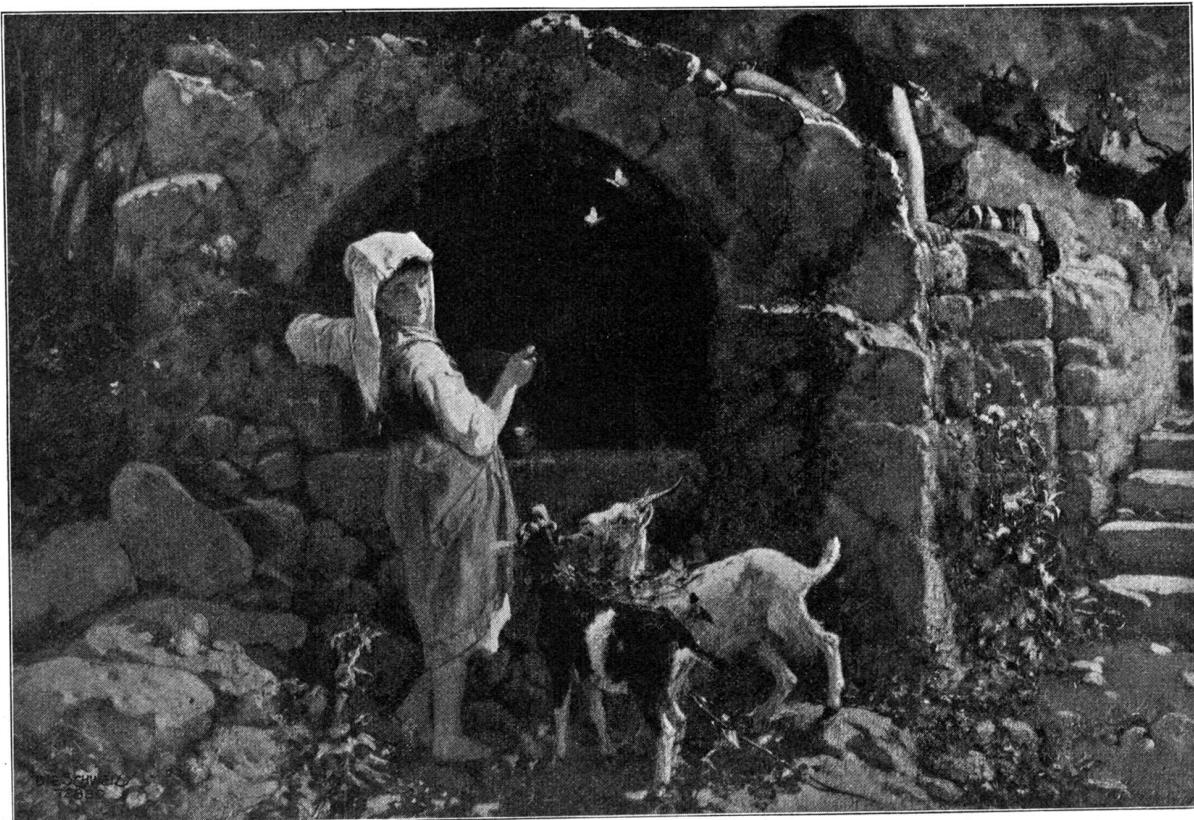
Und nachdem er Stiefel und Reitpelz angezogen hatte, stürmte er hinaus. Bald sah man Laternen und flackernde Lichter quer und quer über den Hof eilen. Ein Dreigespann mit klingender Kummerbogenglocke und vor einen langen, flachen Schlitten gespannt, fuhr auf den Platz. Auf den Schlitten wurden Theerfackeln, Stricke u. s. w. geladen, scharf geladene Büchsen zur Stelle gebracht und nachdem ich mir einen Pelzrock geliehen hatte, sprang ich mit dem Verwalter und drei Dienern auf den Schlitten. Die Fackeln wurden angezündet und in schwindelnder Eile ging es den Waldweg hinab.

„Büchsen leisten gute Dienste, aber noch bessere die Fackeln, an diese wagen sich die Wölfe nicht heran.“ „Ja, heult nur,

Wieder knallte ein Schuß und jetzt ganz nahe und wieder antworteten wir mit einer Salve.

Wir verließen nun den gewundenen Holzweg und fuhren vorsichtig zwischen den Baumstämmen einer Senkung entlang nach dem hohen Sandrücken, auf dessen Höhe Alexander Iwanowitsch das gejagte Glen bewachte.

„Hallo, Maltschiki!“ ertönte seine Stimme, und mit frisch angezündeten Fackeln kletterten wir den Hügel hinauf. Hier stand Sascha lächelnd auf seinem Posten bei dem Glen neben welchem ein schwaches Feuer von dünnen Ästein flackerte. Und indem er mich umarmte, sagte er: „Dank für den schnell ausgeführten Auftrag. Die Abgrundseiter fielen mich von allen Seiten an; meine Augelpatronen sind alle verschossen. Freut mich doch am meisten, daß Sie, Eugenii Fedorivitsch, den Zähnen dieser Bestien entgangen sind. Nun räsch das Glen auf den Schlitten und dann zurück nach Mlinova; mich friert



Am Brunnen von Rocca Ceri. Gemälde von Ernst Stückelberg, Basel (1874).  
Im Besitz des Malers Edm. de Pury in Benedig.

ihr mazurischen Teufel,“ setzte er hinzu, „die Mlinovajungen werden euch fernzuhalten wissen!“

Meine Spur vom Moor herauf war bald gefunden und derselben folgend, lenkte der Fahrer die galoppierenden und pustenden Pferde quer über das Moor. Auf der entgegengesetzten Seite angekommen, folgten wir dem Rand eine längere Strecke, steuerten dann in einen Hohlweg hinein und fuhren durch eine kahle Thalsenkung, wo wir bei Fackelschein meine Skispur fanden. Darauf fuhren wir einen schneebedeckten Wald- oder Holzweg dahin, der nach der Sandhaide führte.

Plötzlich ertönte ein Schuß in der Umgegend. Wir beantworteten denselben, indem wir unsere Gewehre abfeuerten.

„Vorwärts, Jamtschik,“ schrie der Verwalter; „Alexander Iwanowitsch wird von den Wölfen belagert; aber ich kenne den Jungen, er hat sich schon aus einer schlimmeren Klemme gerettet!“

Die Pferde stürmten vorwärts, so daß wir uns nur mit Mühe auf dem flachen, rahmenlosen Schlitten festhalten konnten.

wie einen Sibiria. Verwalter! Lassen Sie nach der Heimkehr den Wodka in Strömen durch die Kehlen unserer tapfern Jungs hinausfließen. Und nun räsch zugriffen!“

Bald war das Glen unter vereinten Anstrengungen den Hügel herabgeschleppt und auf den Schlitten geladen, worauf wir die Rückfahrt antraten.

Mit Fackeln in den Händen gingen wir hinter dem Schlitten her und ich hatte dabei Gelegenheit, die zahlreichen frischen Wolfsspuren zu betrachten, die nach allen Richtungen unsern Weg kreuzten.

Nach der Ankunft in Mlinova wurde ein ersehntes Souper serviert und trotz der Mühen des Tages saßen wir bis in die Nacht hinein in vertraulichem Gespräch neben dem dampfenden Samowar. Sascha und ich waren gute Freunde geworden nach unserer ersten gemeinsamen Jagd mit allen ihren Abenteuern...

„Ich liebe die Sonne,“ sagte er, „und wandere gerne den anstrengenden Jagdpfad an warmen Sommers- oder frostigen Wintertagen. Aber ich verabscheue die Nacht im düstern Walde oder auf wilder Steppe.“

„Und doch,“ wiederholte ich, „besitzt das Nachtlager im Walde auch seine Unnehmlichkeiten. Wie oft ist es nicht das Los des Jägers, im öden Walde sein einsames Nachtlager zu bereiten und den Hund als Kopfkissen zu benutzen?“

Chacun à son goût,“ sagte er; „ich habe auch den meinigen, der in manchem von demjenigen Anderer abweicht. Sie haben heute Abend meine einfache Lebensgeschichte vernommen, wir sind unter eigentümlichen Verhältnissen zusammengetroffen und beide von diesen verdamten Wölfen bedroht worden. Wir werden uns noch oft treffen und gemeinsam gegen die Tiere des Waldes zu Felde ziehen. Sie müssen mich ganz und gar kennen lernen, nicht bloß als Jäger, sondern auch als Mensch. Hören Sie meine Lebensphilosophie:

Ohne Schatten — keine Lichter,  
Ohne Winter — niemals Lenz;

Ohne Freiheit — nie Lorbeer,  
Ohne Frost — kein warmer Hauch,  
Ohne Sterben — niemals Leben,  
Ohne Hütte — auch kein Schloß.  
Ohne Leiden — keinen Trost,  
Ohn' Gesetze — kein Verbrechen;  
Ohne Sturm — nie Ruhe herrscht.  
Ohne Nächte — keine Tage  
Ohne Schmerzen — kein Gejunden,  
Ohne Grobheit — keine Feinheit,  
Ohne Thäler — niemals Hügel  
Ohne Wildnis — keine Auen,  
Ohne Sorgen — kein Vergnügen,  
Ohne Sünde — niemals Tugend.

(Fortsetzung folgt).

## Die Lachmöven auf dem Rafzerfeld.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von Albert Graf, Zürich.

Ein trüber Novembertag hatte sich mühsam aus den Armen der nicht endenwollenden Nacht losgerungen. Grauschwärze Wolkenshaufen, die von einem wilden West gepeitscht, thalaufwärts jagten, hingen tief ins Thal. Kalt und frostig war die Luft, und ein feiner Sprühregen schlug beißend ins Gesicht, als wären die krystall'n Tröpfchen all zu Eis erstarrt.

„Grausiges Wetter! Die nächsten Tage bringen Schnee, gestern sind seine Vorboten, die Schneevögel, im Juch und an der Limmat erschienen,“ rief Nachbar Matthias mit einem freundlichen „Guten Tag“ zu mir herüber. „Die Schneevögel? Von dieser Vogelart habe ich noch gar nichts gehört, wie sieht sie aus?“ warf ich fragend und halb zweifelnd ein. „Natürlich, Sie sind ja erst seit Frühjahr hier, Sie können diese ja noch gar nicht kennen,“ fügte er erklärend bei, „jedes Jahr, so einige Tage vor dem ersten Schnee tauchen sie plötzlich im Thale auf und so sicher als zwei mal zwei vier sind, folgt dieser ihnen auf dem Fuße nach.“

Vögel, die in der Wetterpropheteiung mit dem berühmten Falb sich messen konnten, waren mir ein Rätsel. Ich brannte vor Begierde, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, kaum mochte ich den ersten Glockenschlag erwarten. Sofort machte ich mich nach ihnen auf die Suche. Soweit aber das bewaffnete Auge reichte, nirgends fing es etwas Fremdes auf, durchs ganze Juch wohl Krähen, aber keinen einzigen der wetterkundigen Fremdlinge.

Doch was sind das für weiße Vögel dort oben unterhalb der Badenerstrasse auf dem frischumgebrochenen Aker? Eine Gärtnerei soll dort erstehen. Am Ende ein Flug weißer Tauben! Sie fliegen auf, ein Wagen rollt thalaufwärts. Ha, diese schneigen Gestalten! Wie Riesenlocken wirbeln sie toll durcheinander! Diese langen, scharfgeschärfte, sich nach der äußersten Schwinge hin stark verjüngenden Sensenflügel, der schlanke, silberne Leib, so fein gebaut, als wäre er vom Fisch erborgt, das eigentümliche, seitdem schon oft bewunderte Flugbild, das den Dreizack vom Meer beherrschenden Neptun hinauf ins Lustreich zeichnet, der hübsche schwimmende Flug, das wilde schrille Kreischen! Alles so fremd, so eigenartig, so grundverschieden vom Thun und Wesen unserer gesiederten Genossen. Staunend schaue ich das wirbelnde Gewoge. „Diese Vögel,“ so fällt mir plötzlich ein, „hast du auch schon irgendwo gesehen.“ Blitzschnell durchfliege ich all die avifaunistischen Erinnerungen, immer weiter führen sie zurück, zurück in meine Jugendzeit, hinaus auf meiner Heimat weites Feld, richtig, da sind sie wieder.

Es war im Vorwinter des Jahres 1869. Da brachten Bauersleute, die ihre Weizrüben verspätet heimfuhren, die Kunde in das Dorf, daß ein ungeheure Flug seltsamer Vögel, wie sie auf dem Rafzerfeld noch gar nie gesehen worden, sich auf den leeren Rüben- und Brachfeldern weidend tummle. Das ganze Dorf sprach von dem Ereignis und erging sich in allerlei Vermutungen über Art und Herkunft der Fremdlinge. Die Alten waren ob ihnen besonders aufgereggt, denn sie sahen in ihnen schlimme Boten böser Weltgeschichte. Unser Nachbar, des Salomonis Großvater, ein uralt schmächtig Männchen mit weißen Ringellocken um die Schläfen, behauptete steif und fest, sie prophezeien jenen erschrecklichen Krieg, den, wie sein

Vater ihm erzählte, eine Somnambule schon längst vorausgesagt. Am Ende des Jahrhunderts, so gehe von ihr die Sage, werde ein Krieg entbrennen, groß und schreckhaft wie noch keiner. Auf unserm weiten Felde schlagen die entzweiten Völker ihre Schlachten. Blut werde dabei fließen, daß es die Erde nicht mehr trinke und man knöcheltief darinnen waten müsse. Noch ging diese unheilvolle Weissagung wie ein böser Gespenst in unserer Gasse um, als eines Abends die Beckenhannef, eine weitentfernte, steinalte Bäse, in unserer Küche Einkehr hielt. Das war zwar nichts besonderes, denn so regelmäßig wie der Schnetterlinger Wächter jede Sylvesternacht in einem frommen Spruch unsre Familie Glück und Segen zum neuen Jahre wünschte, bis ihn der Vater zu einem wärmenden Schnäppchen lud, so erschien sie Woche für Woche, um nach bittern Klagen über die schlechten Zeitschläfe und die Verderbnis der jetzigen Welt eine Spende aus dem Küchekasten zu empfangen. Kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, so ging unter bedecktem Kopf gewackel der Jammer los: „Nein auch, habt Ihr's auch schon gehört! Die fremden Vögel auf unserm Felde! Ach Gott, was die ausweisen! Was müssen wir noch erleben! Einen gräßlichen Sterbet, so wahr die Sterne am Himmel stehen! So stehts schwarz auf Weiß gedruckt in des Hanfeli's Jakob alter Chronik. In den Jahren . . . die Zahlen kann ich weiß Gott nicht mehr behalten, so heißtts dort, haben auch ganz fremde Vögel unser Land durchflogen. Das eine Mal erfolgte darauf große Kälte, Hungersnot und gefährliche Rebellion, das andere Mal ein Sterbend und Leuerung und das dritte Mal gar schädliche Wassergüsse, zornige Strahlwetter, ein flammender Komet und zulegt häusete ein so erschröcklicher Sterbet, daß es kaum der Hände genug gab, die Toten zu begraben.“

So wie in unserer Gasse, grub man auch im Storchenninkel, in der Schmid- und Käfflergasse, allenthalben, wo sich noch Stützen der zu Grabe steigenden Generation vorhanden, emsig nach halberloschenen Erinnerungen, längst vercholtenen Sagen und vergilbten Chroniken. Boten sie ähnliche Anknüpfungspunkte und mochten sie noch so albern und dem logischen Denken zuwider sein, man brachte die fremden Vögel damit in Verbindung und mit ihrer Hilfe setzte die geschäftige Phantasie des Volks die wunderlichsten Geschichten in die Welt. Die „bestandenen“ Männer schüttelten darob lächelnd ihre Köpfe; aber von Übergläuben waren sie doch nicht frei. Unter seiner Dächlikappe grübelte mancher über den Besuch der ungebetenen Gäste nach und weil er davon nicht flüger wurde, dachte er: „Unsere Alten sind gescheitert denn wir; am Ende sind sie mit ihren Auslegungen doch im Recht.“

Nur wir Buben kümmerten uns wenig um diese unheilvollen Deutungen und um die geheimnisvolle Scheu, welche jene vor den Vögeln hatten. Sie waren da. Möchte noch so tiefes Dunkel über ihre Herkunft und ihren Namen schweben, das bedrückte unsre Gemüter nicht. Sehen wollten wir sie und wenn immer möglich, ein paar davon lebend oder tot in unsre Hände bekommen. Allerlei naive Pläne wurden für ihren Fang geschmiedet und fein ausgeklügelt. Am nächsten freien Schulhalbtag, es war an einem Freitag Morgen, roteten sich früh die Buben unserer Gasse und einige wohlbeleumdeten Genossen